

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 227. Bromberg, den 4. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

9. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

„Das war also der Löwe! Alter Herr... wie konnte der Sie so erschrecken," sagte er zu Otto.

„Ich hatte ihn nicht gesehen...! Nur gehört!" sagte Onkel Otto sanft. „Ausgerissen sind Sie und die anderen."

„Na, Kinder... dann können wir ja weiter Verlobung feiern!"

Doch da erhebt sich Dixi hoheitsvoll.

„Meinetwegen... aber nicht mit mir! Ich bedanke mich! Ich glaubte einen Mann als Bräutigam zu haben, nicht einen Feigling, der schleunigst Fersengeld gibt und nicht daran denkt, seine Braut in Sicherheit zu bringen. Ich löse die Verlobung... verstanden?"

Sie zieht den Ring ab und wirft ihn de Wett vor die Füße.

„Da haben Sie ihn wieder, Sie... Sie... großer Held!"

Sie verläßt, begleitet von Onkel Otto und dem jungen Löwen, den der Onkel auf den Arm genommen hat, das Zimmer.

In peinlicher Verlegenheit bleibt die Gesellschaft zurück.

Frau Antonie liegt halb ohnmächtig in den Armen ihres Mannes.

Da rafft sich Gustav Gramaunz... ausgesprochen de Wett... auf wie ein Mann.

„Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen! Ich verzichte! Ich will eine vernünftige Frau, nicht eine unerzogene Göre!"

Da wird Frank wütend.

„Wägen Sie Ihre Worte, Herr de Wett! Darin hat Dixi recht, als Held haben Sie sich hier nicht gezeigt. Sie hatten sich den sichersten Platz auf dem Schrank ausgesucht."

Unter Gelächter zieht de Wett ab.

Bumms... die Verlobung ist aus.

Frank ist ganz froh, und die Gäste haben auch nichts dawider, denn es geht weiter. Im Grunde genommen hat keiner dem langweiligen de Wett die liebliche Dixi gegönnt.

Graf Ugo sagt leise zu Frank: „Alle Achtung, Herr Hotelier... Ihre Tochter ist ein ganzer Kerl! Imponiert mir!"

Nur eine ist eitel Wut.

Das ist Frau Antonie. Sie läuft, als sie sich erholt hat, und sucht Dixi, die sie zusammen mit Onkel Otto in der Küche findet.

„Unerhört!" schreit sie.

„Unerhört!" nickt die Tochter. „So ein Feigling... und den soll ich zum Manne kriegen! Lieber werde ich 'ne alte Jungfer und kaufe mir 'nen Mops."

„Beherrsche dich... eine solche... solche Partie sich zu verscherzen! Eine so gute Partie. Der Mann hat 170 000 Mark!"

„Eine so schlechte Partie, Madam!"

„Sie halten den Mund!" wird Frau Antonie wütend. „Was mischen Sie sich in unsere Verhältnisse? Sie sind schuld an dem Ganzen. Oh... Sie... Sie haben den jungen Löwen eingeschmuggelt."

Onkel Otto lächelt. Antonies Wut steigt.

„Sie... Sie... Hungerleider, den man aus Gnade und Barmherzigkeit durchgefüttert hat... Sie unverschämter alter Knochen... Sie... ich weiß alles. Ich will Sie nicht mehr hier sehen!"

Onkels Gesicht wird da mit einem Male ernst, und es wirkt plötzlich über alle Maßen edel in seinem Ernst.

„Dixi", bittet er, „laß mich einmal mit deiner Mutter allein!"

Dixi geht.

„So, Madam... jetzt wollen wir einmal ein Wort Deutsch miteinander reden! Ich gehe...! Ich mag mit einem so entsetzlichen Hausdrachen...!"

„Herr...!"

„... Hausdrachen nicht mehr zusammenleben. Ich habe hier geschuftet von früh bis abends. Lohn habe ich nie gesehen. Und das heißt Gnade und Barmherzigkeit. Ersticken Sie nicht einmal an Ihren erbärmlichen Worten. Sie sind schlechter als die schlechteste Frau in diesem Ort!"

„Gehen Sie!"

„Sie werden Ihre Strafe finden, und das gründlich! Ihr schlechtes Herz wird geschlagen werden, daß Sie es spüren."

Die Tür wird heftig aufgeschlagen, und Frank steht erregt in der Küche.

„Was geht hier vor?"

„Was hier vorgeht?" lacht Onkel hohnvoll. „Lieber Neffe... deine liebenswürdige Frau nennt mich einen Hungerleider... den sie durchgeschleppt hat. Das ist wohl die Dankbarkeit, daß ich euch damals mit meinem Gelde eine so gute Existenz aufbauen ließ? Schluß, lieber Neffe! Ich gehe! Aber ich will meine achttausend Dollar zurück!"

Frank ist in tödlicher Verlegenheit.

„Lieber Onkel... ich... ich habe sie nicht. Du... weißt... das Hotel gehört meiner Frau. Alles Vermögen gehört ihr."

„Weiß ich, vielgeliebter Neffe! Du hast es ihr damals überschreiben lassen, als ich den Schuldschein forderte. Damit ich besser um das Geld geprellt werden konnte. Aber daraus wird nichts, lieber Neffe! Ich klage die Summe ein. Der Schuldschein liegt vor. Und ich zwinge dich bis zum Offenbarungseid, ich lasse dich pfänden! Jeden Tag Taschenpfändung, bis du es satt hast. Wir wollen doch mal sehen, ob man einen Lumpen nicht zwingen kann."

„Onkel!" schreit Franz vor Wut auf.

Onkel Otto bleibt ruhig vor ihm stehen.

„Vielgeliebter Neffe... bist vielleicht nicht der Schlechteste gewesen, aber diese Frau hat dich schwach und schlecht, hat dich zum Lumpen gemacht! Himmelherrgott... raff dich doch einmal auf und werde zum Mann! Du hast deine Freiheit unwürdig verkauft, hast dich selber zum Hampelmann gemacht. Um achttausend Dollar! Ich bin um zwei Millionen nicht zum Hampelmann geworden, verstehst du! So... nun weißt du Bescheid!"

Er verläßt die Küche.

Draußen stößt er auf Dixi, die weint.

„Sei still, Kind!" bittet der Onkel. „Ich habe harte Worte sagen müssen, ich werde auch weiter hart sein

müssen . . . dein Vater ist vielleicht nicht der Schlechteste, aber er hat . . . miserabel gehandelt, und das soll er erst wieder gut machen."

Da sieht ihm Dixi frei ins Gesicht.

Sie nickt fest. „Ja, Onkel! Ich will mich nicht vor der Wahrheit verstecken. Du hast recht! Und . . . ich will zu Vater halten, ich will ihm den Rücken steifen, daß er sich wieder durchsetzt."

„Bravo, Dixi! Tue es! Wir bleiben jedenfalls Freunde!"

*

Es gibt eine heftige, unbarmherzige Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau.

„Lump hat er dich genannt! Wirst du dir das bieten lassen?"

„Ja!" schreit ihr Frank ins Gesicht. „Lump! Lump! Bin ich denn was anderes? Er hat zu sehr recht! Du hast mich zum Lumpen gemacht! Ja, du! daß ich damals so hirnverbrannt war und dir auf dein Zureden alles überschrieb! Herrgott, könnt ich's doch ungeschehen machen!"

„Dann müßtest du jetzt den Betrag zurückzahlen!"

„Und wenn schon! Ich könnte den Kopf hoch tragen als ehrlicher Mann. So . . . treibt er mich zum Offenbarungseid!"

„Was ist da dabei?"

„Weib, hast du denn gar kein Gefühl für Treu und Glauben? Bist du so schlecht im Herzen geworden, daß du mich zum Lumpen werden läßt? Aber ich werde mit dem Onkel reden. Sein Geld wird als Hypothek eingetragen, und ich verzinse es ihm!"

„Du bist verrückt! Das kommt nie in Frage! Nie! Finde ihn meinetwegen ab. Mit tausend . . . oder fünfhundert Mark . . . Für den alten Kerl genügt's, wenn er insgesamt ein paar Tausend hat."

Frank wird irre an seiner Frau.

Er denkt in dem Augenblick an die Stunde, da sie sich in Liebe fanden. Damals hat er nicht geahnt, daß er eine . . . schlechte Frau an sich band. Heute weiß er es.

Er findet kein Wort der Entgegnung mehr. Er verläßt die Küche.

*

Am nächsten Morgen erscheint Onkel Otto mit Sack und Pack im „Ochsen".

„Nanu, Onkel!" staunt Rudi.

„Jawohl, ich bin's . . . schaut her! Rausgeschmissen, wegen zu großer Verwendbarkeit."

Rudi schüttelt ihm beide Hände, dann ruft er laut: „Vater . . . Vater!"

Peter Lenz kommt erstaunt aus der Küche.

„Ja, Otto . . . was ist denn das?"

„Rausgeflogen!"

„Hahahahaha . . . großartig. Also dann kommst du zu uns!"

„Noch nicht . . . das Beste hebe ich mir für zuletzt auf. Jetzt will ich erst einmal den Theodor mit meiner Anwesenheit beglücken."

„Du wirst dein blaues Wunder erleben!"

„Darauf bin ich gefaßt!" sagt Onkel Otto trocken. „Aber das Baugewerbe kenne ich nicht! Das reizt mich!"

Sie nehmen am großen runden Tische Platz.

Rudi bringt Bier, und Onkel erzählt in seiner drolligen Art, daß Vater und Sohn schier Lachkrämpfe kriegen.

„Köstlich hast du das gemacht!" sagt Peter.

„Jetzt kommt das weniger . . . Köstliche!" fährt Onkel Otto fort und berichtet von seiner Auseinandersetzung mit Frau Antonie.

„Als ich auf soviel kaltblütige Schlechtigkeit stieß, da . . . da war's selber mit meinem Lachen vorbei. Mit dem Frank habe ich gut deutsch gesprochen . . . er tut mir ein bissel leid . . . aber warum ist er so ein elendiger Hanswurst!"

„So ist's!"

„Jetzt gehst du also zum Onkel Theodor?" fragt Rudi.

„Ja! Was sagst du übrigens dazu, Rudi, daß die Verlobung von mir gesprengt ist?"

„Fabelhaft!"

„Nicht wahr! Was tut man nicht alles für seinen Neffen!"

„Für mich?"

„Freilich!"

„Aber Onkel, ich habe kein Auge auf Dixi! Wirklich nicht!"

„Rede nicht verquer! Du und die Dixi . . . ich hab's mir eben eingebildet."

Rudi lacht hell auf. „Sollst selig werden mit deinem Glauben, Onkelchen!"

*

Die ganze Stadt hat über das Löwenabenteuer und die verunglückte Verlobung gelacht. De Wett, der sowieso nicht beliebt war, rüstet erneut zur Reise.

An seiner Villa hing ein Schild. „Billig zu verkaufen!"

Onkel Otto aber zog zu seinem lieben Neffen Theodor.

3. Onkel Otto rührt Kalk ein!

Der gute Neffe Theodor hat ein unbeschreibliches Gesicht gemacht, als Onkel Otto bei ihm anlangte und sich einquartierte. Er mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen. Otto wurde in einem zwar kleinen, aber sauberen, guten Zimmer untergebracht und hatte es die ersten Tage wahrhaftig nicht schlecht.

Theodor war viel unterwegs und belästigte den Onkel vorläufig noch nicht mit Arbeit.

Mit seinem Sohn, dem ernsten, zurückhaltenden Bankbeamten, verstand sich Otto so gut, wie mit der kleinen verschüchterten Frau Jette, die ihm immer wie ein verprügelter Hund vorkam.

Frau Jette labte sich an Onkels Humor und seiner herzlichen Freundlichkeit. Sie hörte ihm gern zu und spürte instinktiv, daß ihr in dem Mann ein Helfer gegen die brutale Willkür des Gatten erwuchs.

So waren es ein paar nette, angenehme Tage.

*

Graf Ugo A.-G. ist in das eben fertiggestellte Stadtbank-Gebäude mit eingezogen. Das erste, was er tat, war die Errichtung eines Bankkontos, auf das er 40 000 Mark einzahlte.

Das imponierte. Noch mehr aber tat es die Arbeitsleistung, die tatsächlich alles überstieg, was man erwartet hatte.

„Wir müssen bis zur Saison fertig sein!" sagte Graf Ugo zu seinen inzwischen engagierten Mitarbeitern. „14 Tage haben wir Zeit. In diesen 14 Tagen müssen wir der Stadt ein anderes Gesicht geben."

Fieberhafte Arbeit setzte ein.

Alle arbeitslosen Kräfte der Stadt wurden zusammengenommen, und man ging daran, die Straßen, besonders die Hauptstraße, auszubessern.

Die Bürger malten ihre Häuser in munteren Farben an. Bäume wurden gesetzt, Bänke desgleichen. Aus dem Urwald, der bis jetzt „Park" geheißen hatte, schuf man einen Park so gut es ging.

Prächtige Blumenbeete wurden angelegt.

Eine fieberhafte Tätigkeit herrschte in der ganzen Stadt. Die Bürgerschaft wetteiferte, Graf Ugos Zufriedenheit zu erringen. Die Schilder wurden neu gemalt. Die Gastwirte ließen Maler von auswärts kommen, denn Nolte und seine Kollegen schafften es nicht. Die Gasträume und Fremdenzimmer wurden neu gestrichen oder tapeziert, und man hielt sich an die Weisungen, die Graf Ugos Mitarbeiter, der Kunstmaler Willits, gab, der die Malmuster und die Tapeten auswählte.

Währenddessen zog Graf Ugo die Aktiengesellschaft aufs glänzendste auf. Er brachte es fertig, daß aus Pulkenauer Bürgerkreisen nicht weniger als 440 000 Mark gezeichnet wurden. Mit den versprochenen 60 000 Mark des Grafen Ugo war das ganze Kapital untergebracht.

Die Stadtbank nahm damit, als Bankier der A.-G., einen gewaltigen Aufschwung.

Auch im „Grünen Kranz" herrscht fieberhafte Tätigkeit.

Es wird neu gebaut, umgebaut, alle Räume werden neu vorgerichtet. Ein prächtiger Spielsaal entsteht und anschließend an ihn noch ein kleiner Saal für den Klub Ambassadeur.

Klub Ambassadeur!

Was ist das?

Frank will es von Frau Antonie wissen. Sie zuckt die Achseln.

„Keine Ahnung! Jedenfalls eine geschlossene Gesellschaft. Graf Bossewitz hat mir versichert, daß sich die vornehmste, exklusivste Gesellschaft Berlins in diesem Klub treffen wird."

„Was sucht die ausgerechnet in Pulkenau?"

„Das kann uns ja gleich sein, jedenfalls... wir werden verdienen. Für den Klub wird ein besonderer Diener angestellt. Der Klub zahlt eine Monatsmiete von 300 Mark! Was sagst du nun?"

„Dann kann es nur ein Spielklub sein!"

„Möglich, das kann uns aber gleich sein. Geschlossene Gesellschaft. Die mögen machen, was sie wollen, müssen's ja doch für sich verantworten!"

„Du irrst dich! Bei Verstößen gegen das Gesetz...!"

„Sei doch still! Unsere Polizei... die beiden Leutchen, die sind alt und froh, wenn sie in Ruhe gelassen werden. Die haben wir nicht zu fürchten."

„Das ist schon möglich, aber... es kann weitere Kreise ziehen. Die Öffentlichkeit...!"

„Ach, sei doch still! Graf Bossewitz weiß, was er will, und man kann ja rechtzeitig abbremsen."

Frank schweigt und ärgert sich.

(Fortsetzung folgt.)

---

125 Jahre Dampfschiffahrt.

Von **Hermann Petersen.**

Als am 3. Oktober 1807 das Fultonsche Dampfschiff „Clermont" seine erste Fahrt auf dem Hudson erfolgreich durchführte, war damit ein Wendepunkt im Verkehrswesen eingetreten, der in seiner Bedeutung kaum hinter der in unseren Tagen erfolgten Eroberung des Luftraumes für die Verbindung zwischen den einzelnen Städten, Ländern und Erdteilen zurücksteht.

Man bezeichnet Fulton allgemein als den Erfinder des Dampfschiffes, indessen zu Unrecht. Der Gedanke, Schiffe mittels der Dampfkraft fortzubewegen, ist wesentlich älter. Bereits am 15. Juni 1543 stellte der Kapitän Blasco de Geray in Gegenwart Kaiser Karls V. im Hafen von Lissabon Versuche an, ein Fahrzeug mittels durch Dampf bewegter Schaufelräder anzutreiben. Weitere, allerdings gleichfalls praktisch erfolglose Versuche folgten mehrfach im Laufe des 17. Jahrhunderts. Besser schon schnitt der berühmte Physiker Papin ab, der, wie aus einer in der früheren Königlichen Bibliothek in Hannover befindlichen Handschrift Leibniz' hervorgeht, 1707 mit einem durch Dampfkraft bewegten Ruderschiffe die Fulda von Kassel bis Hannoversch-Münden hinabfuhr. Sein Plan, die Reise bis nach England fortzusetzen, erfuhr indessen ein jähes Ende, da die Mündener Schiffer in Erkenntnis der ihnen von dem neuen Wettbewerb drohende Gefahr das Papinsche Fahrzeug vernichteten. Die Versuche, den Dampf als Schiffsantriebskraft nutzbar zu machen, wurden dann während des ganzen 18. Jahrhunderts in England, Frankreich und Amerika fortgesetzt.

Robert Fulton gebührt indessen der Ruhm, als Erster einen wirklich greifbaren Erfolg auf diesem Gebiete errungen zu haben. Der 1767 geborene Pennsylvanier hatte sich zunächst in London der Malerei gewidmet, wandte sich indessen bald dem Studium der ihm mehr zusagenden Mechanik zu. Er erwies sich hier als außerordentlich fruchtbar. Denn Fulton erfand nicht allein eine Marmorsäge- und Polier-Anlage, eine Maschine zur Herstellung von Tauen, sondern auch ein U-Boot und einen Torpedo — die sich allerdings beide nicht durchzusetzen vermochten — und schließlich als Krone seines Werkes das erste brauchbare Dampfschiff.

Schon im Jahre 1803 vermochte er bei Paris auf der Seine ein Versuchsboot in Gang zu bringen, ohne daß dieses Ergebnis befriedigt hätte, vor allem wegen der zu geringen Geschwindigkeit. Indessen war Fulton seiner Sache schon so sicher, daß er bald darauf Napoleon Vorschläge für den Bau von Kriegsdampfschiffen gegen England machte, Pläne, die der Korse aber in Verkennung der ihnen innewohnenden Bedeutung unbeachtet beiseite schob. Der Erfinder kehrte dann in seine Heimat zurück und baute zu Newyork einen neuen Dampfer, der mit einer von Watt aus England bezogenen Maschinenanlage versehen wurde und am 3. Oktober 1807 als Jungfernfahrt die Reise von Newyork nach Albany hudsonaufwärts machte, wobei er die annähernd 300 Kilometer lange Strecke in 32 Stunden zurücklegte. Dieser Dampfer, der „Clermont", wurde alsbald zur Fahrgastbeförderung zwischen den beiden genannten Städten in Dienst gestellt, womit die erste regelmäßige Dampfschiffsverbindung eröffnet war. Fulton erhielt zwar eine Art Monopol für das neue Verkehrsmittel auf den bedeutendsten Flüssen der Vereinigten Staaten, vermochte aber gleich so vielen anderen Erfindern das Erzeugnis seines Geistes nicht in klingende Münze umzusetzen. Im Gegenteil, als er am 24. Februar 1815 starb, hinterließ er eine Schuldenlast von nahezu einer halben Million Mark.

Das Dampfschiff fand am Anfang des 19. Jahrhunderts in Amerika schnelle Verbreitung, die Alte Welt folgte zunächst nur zögernd. Die erste Verbindung zwischen beiden Erdteilen wurde bereits 1818 durchgeführt, als der amerikanische Raddampfer „Savannah" die Reise von der gleichnamigen Hafenstadt in Georgia nach Liverpool in 26 Tagen zurücklegte. Seitdem hat die Dampfschiffahrt einen ungeheuren Aufschwung genommen, vor allem, nachdem 1829 Josef Ressel zu Triest die Schraube als Fortbewegungsmittel für Dampfschiffe eingeführt hatte. Weitere wichtige Etappen bildeten der Übergang von Holz als Baustoff zu Eisen und später Stahl — der 1843 von Stapel gelaufene eiserne, mit Schraubenantrieb versehene „Great Eastern" galt lange als ein Wunder der Schiffsbaukunst —, ferner die Einführung der Expansionsdampfmaschine im Jahre 1882 und später um die Jahrhundertwende die Schiffsdampfturbine.

Die Größe und die Schnelligkeit der Dampfschiffe haben dabei von Jahr zu Jahr zugenommen. Deutschland, das sich zunächst zurückgehalten hatte, vermochte sich in dieser Beziehung später einen höchst ehrenvollen Platz zu sichern. Nicht allein stammen die drei größten Dampfer der Welt von deutschen Werften — wenngleich die Schiffe jetzt unter fremder Flagge zu fahren gezwungen sind —, sondern mit den schnellen „Europa" und „Bremen" hat Deutschland auch das „Blaue Band des Ozeans" in hartem Wettbewerb zurückzugewinnen verstanden.

Ein Vergleich zwischen den 26 Tagen der „Savannah" und den viereinhalb Tagen, die die modernen Riesendampfer zur Überquerung des Atlantik benötigen, zeigt — abgesehen von allem anderen — den staunenerregenden Fortschritt, den das Dampfschiff in wenig mehr als einem Jahrhundert gemacht hat. Und doch sieht es so aus, als ob — gerade so wie es das Segelschiff verdrängte — es auch seinerseits einen Bezwinger finden wird. Immer stärker schiebt sich das Motorschiff in den Vordergrund, schon macht es einen erheblichen Teil der Gesamthandelsflotte aller Länder aus, und bei den Neubauten überwiegt es erheblich. Indessen wird doch noch geraume Zeit darüber vergehen, ehe die Zeit des Dampfschiffes, die Robert Fulton mit solchem Erfolge einleitete, völlig dahin sein wird.

Der weiße Maulwurfshügel.

Skizze von **Werner Bartels.**

Die Leute unten in dem kleinen Haufen armseliger Holzhütten, der sich Chamonix nannte, schüttelten verwundert den struppigen Schädel: „Verrückt!"

In dieser Ansicht waren sie sich merkwürdigerweise durchaus einig. Kein Wunder. Denn wer hatte schon einmal gehört, daß Leute nur um der Wissenschaft und des Vergnügens willen den Montblanc ersteigen wollten? Das konnte ihnen jeder hier unten sagen, daß es dort auf dem weißen Riesenberg nichts anderes gab als Schnee, Eis, Fels und Schrecken.

Aber den Leuten war ja nicht zu raten. Die Fremden hörten sich alles an, was man ihnen erzählte, lächelten dabei ein wenig überlegen, und dann gingen sie hinaus, um sich stundenlang den Berg durch das Fernrohr von allen Seiten anzusehen, als wollten sie seine schwächste Seite erforschen. Dazu krochen sie auf den Berghängen herum, und abends kamen sie müde zurück.

Schließlich war das ihre Sache, und es ging keinen etwas an, wenn sie sich einmal den Hals brachen. Aber daß sie dem armen Jungen, dem Jacques Balmat, dem Dreizehnjährigen, den Kopf so verdrehten, war eine Sünde

und Schande. Der Bengel hatte keine Lust, etwas zu tun, weil er immer hinter den Fremden herlief, sie anstaunte wie Wundertiere und bat, sie sollten ihn doch mitnehmen auf den Berg, von dem er einmal geträumt hatte, er stände auf seiner verschneiten Kuppe und zu seinen Füßen lägen Gipfel und Kuppen wie die gebeugten Rücken Tausender von Untertanen. Sicher bedurfte es noch öfters einer gehörigen Tracht Prügel, um den Bengel von seiner irrsinnigen Marotte zu heilen. —

Natürlich stand das ganze Dorf versammelt, als die Fremden zu ihrem großen halsbrecherischen Abenteuer aufbrachen. Dem Jacques, dem dummen Bengel, hingen die dicken Tränen in den Augen, weil er nicht mitgehen durfte. Zum Trost gab ihm der Vater eine Ohrfeige: „Los, an die Arbeit!" Und dann meinte er, es lohne sich doch nicht, den Verrückten länger nachzusehen, denn ihr Ziel erreichten sie niemals.

Er sollte nicht unrecht haben. Sechzig Stunden waren seit dem Aufbruch aus dem Tal vergangen. Sechzig Stunden voller Gefahr, voller Mühe und Anstrengung, wie sie selten Menschen freiwillig auf sich genommen. Und doch war der Berg nicht zu besiegen. Er reckte seine Wand unangreifbar gen Himmel und lachte wohl über das Gewürm, das dort unten herumkroch. Da gaben die Menschen ihr Unterfangen auf und wandten sich zum Abstieg, geschlagen wenige hundert Schritt unter dem Gipfel.

Sie sprachen nichts. Die Enttäuschung lastete auf ihnen. Schweigend schöpften sie auf der Crête de la Côte Atem.

Dann sahen sie erstaunt auf. Gab es hier oben Geister, Alben oder Wichtelmänner? Eine kleine Gestalt stand vor ihnen auf aus dem Schnee. Schon packten die Bergsteiger die Stöcke fester. Doch dann sahen sie Jacques Balmat.

Der Junge hörte gar nicht ihre erstaunte, unwillige Frage: „Was machst du hier?" Seine Augen brannten ihnen entgegen: „Seid ihr oben gewesen?"

Sie waren doch ein wenig beschämt, weil sie „Nein" sagen mußten. „Aber", meinten sie gewissermaßen zu ihrer eigenen Entschuldigung, „aber wir waren höher als je ein Mensch." Und weil ihnen das Thema unangenehm war, so begegneten sie mit einer Gegenfrage: „Wo warst du denn die Nacht?"

Da wies der Junge auf ein Loch im Schnee: „Dort." Dort hatte er vierzehn Stunden gewartet, zähneklappernd und doch fiebernd vor Ungeduld, um zu wissen, ob sein Berg bezwungen worden war, sein Berg, der nur ihm gehören durfte. „Dort!" Erstaunen, Bewunderung fast lag in der Stimme der Erwachsenen. Aber dann reizte die Eitelkeit die Geschlagenen zu billigem Spott: „Na, das nächste Mal kannst du ja versuchen, ob du bis oben hinaufkommst!"

Im nächsten Augenblick lachten sie aus vollem Halse. Denn der Junge sah sie fast wütend an und fauchte zwischen den Zähnen hindurch: „Ja, ich werde es versuchen. Und ich werde ihn besiegen, diesen weißen Maulwurfshaufen, der euch zu groß ist!" Sie lachten noch lange, und beim Abstieg klopften sie dem Jungen auf die Schulter: „Hahaha. Ein kostbarer Witz."

Aus den Augen des Dreizehnjährigen sah verbissene Wut.

Elf Jahre waren vergangen. Drunten im Dorf hatten sie sich langsam daran gewöhnt, Jacques Balmat als Narren zu betrachten. Saß er nicht, wenn er einmal eine freie Stunde hatte, „seinem" Berg gegenüber, starrte ihn an, untersuchte seine Schründe, Wände und Gletscher? Und wie oft stieg er über Eis und Fels, um den Weg auf den Gipfel zu finden, den Weg, den es doch für Sterbliche gar nicht geben konnte. Ein Narr, unheilbar! Kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn, wenn er tagelang fortblieb.

Aber was kam er da eines Tages mit einem Genfer Doktor an? Wollte er mit diesem Herrn Paccard den Versuch wagen? Es schien so. Denn an einem Augusttage brachen die beiden gemeinsam auf. Siegesgewißheit glomm in ihren Augen.

Der Genfer freute sich. Jacques Balmat hatte ihm gesagt: „Jetzt kenne ich endlich den Weg. Wir müssen über die Roten Felsen unterhalb des Gipfels." Paccard glaubte seinem Führer, und nun sollte er der erste sein, der seinen Fuß auf das Haupt des Unbezwingbaren stellte.

Freilich, der Triumph mußte teuer erkauft werden. Stufe um Stufe schlug Jacques Balmat in den verharschten Schnee; ein Ausgleiten hätte den Tod gebracht.

Doch dann kam der Sieg!

Jacques Balmat überließ dem Genfer den Vortritt. Keuchend legte der Doktor die letzten Schritte zurück: „Viktoria!"

Das Wort blieb ihm im Halse hängen. Denn dort im Schnee stak ein Stock! Ein anderer war dem Genfer zuvorgekommen.

Wachsbleich wandte sich Doktor Paccard um. Der Führer verstand die stumme Frage. „Ja", sagte er einfach. „Ich war am 2. Juli schon hier. Ich habe den Berg allein besiegt und ließ meinen Stock zum Beweis zurück. Ich nahm Sie heute mit, um einen Zeugen zu haben."

Einen Augenblick biß sich der Doktor auf die Lippe. Doch dann reichte er dem anderen frei die Hand: „Du hast den Triumph verdient, Jacques!" —

Jetzt wollen sie drunten in Chamonix dem Bezwinger des Montblanc ein Denkmal setzen. Wem? Dem Jacques Balmat? Unsinn! Dem Doktor Paccard.



Warum kräht der Hahn?

Der Hahn, der nach dem Wort in Shakespeares „Hamlet" „zur Sprache dient dem Morgen", ist seit unvordenklichen Zeiten als Wecker und Uhr benutzt worden. Aber mit den wissenschaftlichen Beweggründen, aus denen der Herr des Hühnerhofes seinen Ruf erschallen läßt, hat man sich erst in neuester Zeit beschäftigt. Ein russischer Gelehrter, Dr. Sinitsin, der seine Beobachtungen zu Minsk in Rußland ausführte, hat darüber eine Arbeit veröffentlicht, über die in der Pariser Akademie der Wissenschaft berichtet wurde. Sinitsin hatte einen Hahn in seinem Arbeitszimmer untergebracht und stellte nun fest, daß das Tier regelmäßig in der Zeit zwischen 11 Uhr abends und 5 Uhr morgens von Stunde zu Stunde krähte; zwischen dem genauen Stundenschlag befand sich höchstens ein Spielraum von 10 Minuten. Vor 11 Uhr war der Hahn stumm, und nach 5 Uhr morgens krähte er nur noch unregelmäßig. Die Regelmäßigkeit der nächtlichen Stundenrufe war bei längerer Beobachtung sehr bemerkenswert. Es scheint, daß der Hahnenschrei weder durch Veränderungen des Luftdrucks noch durch Musik, noch durch Licht oder durch Gespräche, die in seiner Gegenwart geführt wurden, irgendwie beeinflußt war. Das Krähen war um 2 Uhr und um 4 Uhr morgens am stärksten und wurde von einem Flügelschlagen begleitet. Sinitsin ist über die Frage, warum der Hahn kräht, zu keinem klaren Ergebnis gelangt. Er glaubt, daß die Umdrehung der Erde oder irgendwelche noch unbekannten Strahlungen dabei eine entscheidende Rolle spielen müssen. Er spricht die Vermutung aus, daß die Zeiteinteilung in zweimal zwölf Stunden, die von der Menschheit angenommen worden ist, in Zeiten, da eine genaue Zeitmessung während der Nacht noch nicht möglich war, veranlaßt wurde, durch das regelmäßige Krähen des Hahnes in bestimmten Zeitabständen, und er läßt ein Zukunftsbild vor uns aufsteigen, das die Züchtung einer Rasse von Hähnen voraussieht, die in ganz regelmäßiger Weise die Stunden anzeigen.



* **Zur rechten Zeit.** „Junge, Junge, was machst du da oben auf meinem Apfelbaum?"

„Meinen Drachen will ich holen!"

„Der hängt ja schon seit Wochen da oben!"

„Ja, aber da waren die Äpfel noch nicht reif!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.